



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

2.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

2.

Verschlafen liegt das Dörfchen im Dämmerlicht des jungen Tages. Da schreitet der Joseph Redinger die Dorfstraße hinab, und ihm zur Seite gehen die Agnes Veri und deren Mutter, die ihm ein Stücklein Weges das Geleit geben wollen. Vor dem Dorfe, wo unter einer alten Linde ein Kreuzbild am Wege steht und den Wanderer grüßt, nehmen sie Abschied.

„Laßt uns hier noch ein Vaterunser beten um Gottes Schutz und Hilfe.“

Die Mutter kniet nieder auf den rasigen Grund, und die beiden jungen Leute folgen gar bald ihrem Beispiel. So halten die drei eine fromme Morgenandacht.

„Und nun geh' mit Gott, Joseph!“

„Habt Dank, Mutter. — Und du, Agnes, leb' auch wohl! Gräm' dich nicht. Die Zeit läuft bald herum; dann soll uns nichts mehr trennen. . . . Bet' nur für mich!“

Fest preßt die Agnes des Josephs Hand. „Ja, ich bet' für dich, für dich und unser Glück!“ —

Langsam gehen die Frauen ins Dorf zurück, wo allmählich das Leben zu erwachen beginnt. Sogar der Küster geht schon mit verschlafenen Augen zur Kirche hinauf. Wie er die Türe geöffnet hat, treten die beiden Frauen ein Weilchen in das Gotteshaus und empfehlen dem Herrn im Sakramente alle ihre Sorgen und ihr Leid.

Den Joseph führt der Weg über den Habichtsberg. Von dort aus kann er noch einmal sein Dörflein grüßen. Dann geht's talwärts, durch Hügel und felsige Wände, durch üppige Wiesen und grünende Felder, bis er endlich nach langem Wandern die Stadt erreicht, wo das Leben pulsiert und es durcheinanderquirlt wie in einem Bienenstock, wo die Schornsteine rauchen und die Hämmer dröhnen, wo der Verdienst winkt und der Taler rollt. —

Am andern Tage steht er in einer Fabrik zwischen schnurrenden Rädern und stampfenden Maschinen und lautlos schaffenden Menschen. Sofort ist er angenommen worden, arbeitsfreudige Arme sind stets willkommen, und der Lohn ist gut. So schafft er bis zum Abend. Da sitzt er auf seinem Dachstübchen und blickt über die Häuser hinaus nach Westen, wo die Sonne zur Rüste geht und wo ein Dörfchen liegt, darin eine schlanke, dunkeläugige, schwarzhaarige Maid seiner harret. Und auf die Geige fällt sein Blick, die er mit in die Stadt genommen. Er nimmt sie und läßt den Bogen über die Saiten gleiten, und die Töne schweben dahin und reihen sich zu Bildern und werden mitgetragen von der lauen Abendluft. . . . Hand in Hand schreiten zwei durch blumige Auen und lachende Fluren, an dem leise rauschenden Bächlein entlang, zum Walde hinauf, wo der Friede wohnt und der Ruckuck ruft. . . . Und ein Häuslein liegt da am Bergeshang, von Wein umlaubt und von Bäumen umrauscht. Da waltet und

schaltet sein Glück still und fromm. . . . Da droben das Kirchlein, wie leuchtet's so schön in die Lande hinaus. Und wie fromm ist's darin. Zwischen Blumen und Kerzen die goldene Monstranz mit dem Leibe des Herrn. Und die Menge, sie lauscht nur seinem Spiel und der Agnes Gesang: O salutaris hostia . . .

Da klopf't hart an seine Tür.

„Herein!“

„Verzeihen Sie, wenn ich störe. — Was war das, was Sie da spielten?“

Der Joseph sieht den fragenden Mann groß an. Was kümmert das den? Na, mag er's wissen. „Erinnerungen aus meinem Leben.“

„Also Phantasien. — Großartig. — Ich weiß, Sie sind hier noch fremd. Kommen Sie mit mir, ich führe sie zu einem Freunde, der hat ein großes Lokal, wo die Leute Erholung und Vergnügen suchen. Der sucht einen Geiger für die Abendstunden. — Lassen Sie dort Ihr Spiel erklingen, da finden Sie guten Lohn für ihre Kunst.“

„Bettelmusikant soll ich werden?“

„Wer sagt das denn? — Nur bessere Leute sind's, die da verkehren.“

Eine Weile sinnt der Joseph Redinger. Es stößt ihn ab, wie ein umherziehender Spieler vor den Leuten zu geigen. Aber der Lohn, den Verdienst könnte er schon gebrauchen, da hätte er das Geld eher beisammen. . . . Es sind hundert Taler, und bis Michaeli ist

keine allzu große Spanne Zeit. . . . Und es kennt ihn hier ja keiner. Ehrlich verdient ist's ja auch. . . .

„Kommen Sie mit?“ fragt der Fremde wieder.

Der Sinnende zuckt die Schultern.

„Seien Sie entschlossen. — Nehmen Sie ihre Geige mit und dann voran. — Sie werden den Nebenverdienst schon gebrauchen können.“

Fast willenlos folgt er dem voranschreitenden Manne, der so wohlwollend mit ihm spricht. Sie gehen dahin durch das Geäder der Straßen, bis am äußersten Ende der Stadt ein großer Garten erreicht ist mit schattigen Anlagen und lauschigen Lauben und einem großen, prächtigen Saal. Da sitzen die Städter, Damen und Herren, junge und alte, bei Bier und bei Wein und trinken und lachen und scherzen.

Plötzlich wird's still in dem lärmenden Saale, still wie in einer Kirche. Eine Geige beginnt zu klingen und zu singen, erst sanft und leise, als ob sie ein Frühlingsmärchen erzählte unter raunenden Bäumen am plätschernden Bache, dann wird der Ton voller, kräftiger, wie das Volkslied erklingt, wenn es durch die Fluren schreitet oder vor den Häusern auf den schattigen Bänken sitzt. Dann folgen Märsche und Klänge und Sänge, wie sie dem Spielmann just einfallen und wie er sie so oft daheim gespielt. Und das Volk lauscht und klatscht Beifall. Zuerst hat es verächtlich auf den Burschen geblickt, als er das Podium betrat. Nun aber bewundert es ihn. Ist ja

kein ausgebildeter Künstler, der die Variationen, Rhythmen, Triller und Läufe vom Blatt spielt, aber ein Künstler ist's doch, alles, was wahr ist. So ein reines Spiel, und so einschmeichelnd und seelenvoll. Und das Volk lauscht atemlos. . . . Jetzt noch ein Stück. . . .
Raum hörbar beginnt die Geige wieder zu singen. Und während des Spielmanns Bogen den Saiten die Töne entlockt, ist dessen Geist daheim im heimatlichen Dörfchen, im festlich geschmückten Kirchlein, wo des Herrn heiliger Fronleichnam auf dem Altare ruht, von Weihrauchwolken umwallt und von Blumen und Kerzen umstanden. So festlich gekleidet die Menge da unten, die da lauscht, lauscht seinem Spiel und der Agnes Gesang: O salutaris hostia . . . Leise singt und klingt die Geige, als ob ein Engelsstimmchen ein frommes Gebet spräche, und dann ein Rufen, ein Jauchzen, ein Jubeln, wie's wohl am Throne des dreimal Heiligen über den Sternen erklingen mag. In einem sanften Andante, das wie ein demütiges Flehen dahingleitet, erstirbt die Melodie.

So spielt der Joseph Redinger täglich, allabendlich, nach des Tages Mühen und Plagen in der Fabrik. Oft fühlt er sich zu ermüdet, zu abgespannt, aber die Entlohnung, die ihm nach seinem Spiel winkt — und der Wirt und die Leute fargen nicht mit dem Gelde — läßt ihn die Geige wieder zur Hand nehmen. Der Hirschkrugwirt soll doch sein Geld haben, und schlägt er mehr heraus, kann er's auch wohl gebrau-

chen, denn wer einen Hausstand gründen will . . . Das Volk lauscht seinem Spiel und klatscht Beifall, besonders seiner Schlußnummer. Und niemand ahnt, daß der Geiger damit dem im Tabernakel verborgenen Heilande und Erlöser eine Huldigung darbringt. —

Durch Wochen, durch Monate geht's so. Und während sich Joseph Redingers Ersparnisse häufen, während er mit einer gewissen Gier, die ihm früher fremd war, jeden Pfennig zusammenrafft, geht's mit seinen Kräften bergab. Er gönnt sich ja kaum das Notwendigste zum Leben, er ist ja nur auf eines bedacht: Geld, nur mehr Geld.

Allgemach ist des Josephs Geist ein anderer geworden. Und sein Körper ist auch nicht mehr der alte. Das frische, frohe Aussehen ist dahin. Bläß ist seine Gesichtsfarbe, und die Augen blicken oft so matt, so müde. Dazu der Husten, der von der letzten unbeachteten Erkältung gar nicht weichen will.

Eines Abends wird ihm gar schwindlig beim Spiel, so daß seine Melodien eine jähe Unterbrechung erfahren. Ein alter, weißhaariger Herr springt ihm zu Hilfe.

„Sie müssen sich etwas schonen, junger Mann. Sie muten Ihrem Körper zuviel zu.“

„Noch ein paar Tage, dann gibt's Ruhe.“ —

Bald sind auch diese paar Tage herum. Befriedigt betrachtet und überzählt der Geiger seine Barschaft, seinen Verdienst aus der Fabrik und das Er-

trägnis seines allabendlichen Spiels. Es ist genug. Genug für den Wirt, so daß das Häuschen gerettet ist, und auch noch genug für die Hochzeit. Eine selige Freude bereitet's ihm, daß er nun endlich wieder heimkommt, dahin, wohin sich sein Herz stets gesehnt.

Es ist ein heller, sonniger Septembertag, als der Joseph Redinger aus der Stadt hinauszieht seinem Heimatdorfe zu. Anfangs schreitet er rüstig die stau- bige Landstraße dahin, seine Augen bekommen wieder Glanz, wie er zwischen den Feldern und Wiesen dahin- geht. Das ist doch eine andere Luft als in der Stadt in der Fabrik und zwischen den kalten Steinwänden. Wie sich der Weg aber zum Gebirge wendet, wie er aufwärts steigt und zwischen Felsen und waldigen Bergen sich hinschlängelt, da werden seine Schritte erheblich langsamer, und gar manchmal muß er am Straßenrande eine kurze Rast machen. . . . Die Mat- tigkeit und das Gepäck. . . . Wenn nur ein Fuhrwerk käme, aber keins zu sehen weit und breit, nicht mal ein Fußgänger, der ihm wohl etwas tragen helfen könnte. . . . Endlich hat er den Habichtsberg wieder erreicht. Erschöpft sinkt er auf die alte Holzbank, die sich an den Stamm eines Baumes lehnt. Ordentlich heiß ist's ihm geworden, und sein Atem fliegt nur so. Und nun kommt auch wieder ein so heftiger Hustenanfall. Be- stürzt blickt er beim Ausspeien auf. Das ist ja blutig. — Na, mag wohl ein Zahn geblutet haben. Wird wohl nicht schlimm sein. — Mit leuchtenden Augen

blickt er hinab auf das Dorf zu seinen Füßen. Dort ist das Häuschen, das ihm immer vorgeschwebt, das sein Glück, sein Hoffen, sein Lieben birgt. Hier vorn die Linden mit dem Kreuz am Wege, wo er vor Monaten von der Agnes und deren Mutter Abschied genommen. . . . Was die Agnes jetzt wohl tut? Wenn die wüßte, daß er hier oben säß', sie käm' heraufgerannt und geleitete ihn heim und . . . Dort der Hirschkrug, wo der Lump von Kolb haut. Da links das neureote Dach des Pfarrhauses. Was der Pfarrer wohl gedacht hat, daß er so fortgemacht ist, ohne Abschied? . . . Die Agnes mag's ihm wohl erzählt haben. . . . Und die Kirche da, die so hell und einladend herübergrüßt, wo so oft seine Geige zur heiligen Feier gesungen und geklungen und wo er mit der Agnes zusammen jubiliert hat am Fronleichnamstage: O salutaris hostia.

Nach einer halben Stunde Rast geht Joseph Redinger weiter. Und wieder nach einer halben Stunde, da öffnet er leise und vorsichtig die Tür zu Mutter Weris Häuschen. Er will die beiden Frauen ja überraschen. Auf dem kleinen Hausflur steht er ein Weilchen und späht durch die nur leise angelehnte Zimmertür. Da sitzen die zwei, die Agnes und deren Mutter, und plaudern und nähen.

„. . . Hundert Mark sind's nun, die wir mit dem Nähen verdient haben, Mutter, und wenn der Joseph vielleicht zweihundert mitbringt, dann . . .“

Da stößt er die Tür auf. Ein erschrockenes und doch wieder so fröhliches Aufrufen und Grüßen und dann ein banges, sorgendes Fragen.

„Bist du krank?“

„Du siehst ja so schlecht aus, Joseph. Was ist dir?“

„Nichts, nichts.“

„Was sagt denn der Arzt?“

„Hab' nie einen Arzt gefragt. Warum auch? Wegen des bißchen Hustens, wegen der Mattigkeit? Hab' mich wohl etwas zu viel angestrengt in der Stadt. Wollte ja gern . . . und ich hab's ja erreicht und noch manches darüber.“

Die Mutter faltet die Hände. „Gott sei Dank und dir, lieber Joseph!“

„Du Lieber, Guter! — Aber jetzt sollst du dich pflegen, daß du wieder zu Kräften kommst. Und morgen gleich geh nur mal zum Pfarrer. Er hat schon mehrmals nach dir gefragt; er meint, dein „O salutaris hostia“ müßte dir die Tore öffnen zu Segen und Glück!“

„Wollen's hoffen, Agnes!“

3.

In des alten Pfarrers Studierstube steht die Agnes Weri ihrem Seelenhirten gegenüber.

„Trauen sollt ich euch zwei, meinst, Agnes?“

„Ja, so mein' ich.“